

Erstpreis 10 Pfennig
 zweites mit Ausnahme
 der Sonntags- und Feiertage.
 *
Bezugspreis
 monatlich 30 Pfennig frei
 ins Haus, durch die Post
 bezogen vierteljährlich
 1,00 Mk. abo. Postgebühren.
 *
Die Neue Welt
 (Wochenblatt für die Arbeiter-
 und Bauernschaft),
 monatlich 10 Pfennig.
 *
Abonnement-Adressen:
 Verlagsanstalt: Nr. 206
 Buchhandlung: Nr. 1047.

Die Neue Welt

Anzeigengebühr
 beträgt für die gewöhnliche
 Monatspreise ab dem 20. Pfennig,
 für aussergewöhnliche Anzeigen
 25 Pfennig.
 Anzeigen ausserhalb des
 Zeitraums bis 10 Uhr in der
 Geschäftsstunde aufgebunden
 10 Pfennig.
 *
Anzeigen
 für die nächste Nummer
 müssen spätestens bis vor-
 mittags halb 10 Uhr in der
 Geschäftsstunde aufgebunden
 sein.
 *
 Eingetragen in die
 Postzeitungsverordnung.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Buerfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
 Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.

Haupt-Geschäftsstelle: Barz 42/43. Geöffnet werktags von 7 Uhr früh bis 7 Uhr nachm. ■ Schriftleitung: Barz 42/43. Sprechstunde werktags 1/2-1/2 Uhr mittags.

Finanzreform.

Bureaucratie und sozialdemokratische Grundzüge.

Die neuen Verordnungen erfordern neue Mittel — nach den letzten Meldungen 80—90 Millionen Mark jährlich — die irgendwie durch vermehrte Steuern eingenommen aufgebracht werden müssen. Es ist deshalb wichtig, die Grundzüge darzulegen, die vom Standpunkte der Sozialdemokratie für eine Finanzreform in Betracht kommen.

Nun hat über die Finanzen des Reiches der Schatzsekretär Rummel eine in der Form listvolle, aber inhaltlich wenig befriedigende Darstellung gegeben und dabei wiederum seine Fassung der Reichsfinanzpolitik und den zur dauernden Geltung der Reichsfinanzpolitik notwendigen Reformen dargestellt. Dabei hat in aller Deutlichkeit zutage, was die bureaucratistische Finanzpolitik der sozialdemokratischen unterdrückt.

Der Ausgangspunkt von allen finanzreformistischen Debatten bei Herrn Rummel, seit er 1908 sein gegenwärtiges Amt übernahm, war die starke Betonung des Grundgedankes: „Keine Ausgabe ohne Deduktion“. Zankritik, als irgendeiner seiner Vorgänger, hat er darauf hingearbeitet, daß mit den anderen Rummelwirtschaft gebrochen wird, die dem Reich in 50 Jahren ungetriebenen europäischen Friedens eine Belastung mit mehr als 5 Milliarden Mark Schulden aufgebürdet hat, darunter nicht weniger als 4 1/2 Milliarden für nichterhebende unproduktive Zwecke. Jede für Jahr bis Ende die stetig steigenden Einnahmen hinter den Ausgaben zurück. Jede für Jahr mußten deshalb zur Begleichung des Defizits neue Mittel ausfinden genommen werden.

Mit einer gewissen Vernünftigkeit stellt nun Herr Rummel fest, daß unter seiner Mitwirkung gegen dieses unheilvolle System angekämpft wurde. Die sogenannte Finanzreform von 1909, die dem deutschen Volke neue unerbittliche Steuern beibrachte, wird von Rummel stets in dem damaligen Rechte eines notwendigen Opfers des Volkes zur Begründung der Reichsfinanzpolitik herangezogen. Sei dem nun, was nicht alles erreicht, so ist doch ein erfolgreicher Anfang gemacht. In den Augen des Herrn Rummel ist es schon ein großer Erfolg, daß für das diesjährige Budget „nur“ 44 Millionen Mark Anleihe, darunter 13 Millionen für verbundene Zwecke vorgesehen seien. Als leuchtendes Ideal der Reichsfinanzpolitik schwebt ihm der Zustand vor, daß für die nicht verbundene Zwecke überhaupt keine Anleihe mehr aufgenommen zu werden braucht und daß die laufenden Ausgaben stets ihre Deduktion in den Steuern und Abgaben abet Art finden.

Die Rummelwirtschaft Grundzüge: Keine Ausgaben ohne Deduktion durch Berechnungen der Mittelstellen aus der Zustimmung der Sozialdemokraten sicher. Rummels Streben zur Vermittlung dieses Ideals leidet aber an dem großen Mangel, daß er die bestehenden Ausgaben als ein Kräftelein Mühseligkeit betrachtet und sogar dem stetigen Steigen das Wort redet. Wohl ist es glaubhaft, daß der Schatzsekretär im Einzelnen manche üppig ins Kraut schießenden Vorforderungen des militärischen Land- und Wasserholzes bescheidet, das bestehende Heer und die herrliche Kriegsschiffe sucht er jedoch, wie nur irgendein anderes Mitglied anderer militärisch gebildeten Bureaucratie, im vollen Umfang zu erhalten und in stetigen Wachstume zu erhalten. Der er dem Ideal des Reichsfinanzmanagers nicht verschoben oder abtönen will, wird ihm aber auch seine Befähigung nie gelingen.

Im vollen Gegensatz dazu erhebt die Sozialdemokratie die Geltendmachung der Reichsfinanzpolitik in erster Reihe die erhebliche Verringerung der Ausgaben für Herr, Heer, Lotte und sonstige unproduktive Zwecke. Es läßt sich das unsterblichste Zeugnis nach vorzuziehlichen, ohne die Sicherheit des Reiches irgendwie zu gefährden. Die Notwendigkeit solcher von unserem Standpunkte aus und aus allgemeinen Gründen erforderlicher Verringerung der Mittelstellen braucht hier, als allgemeine der Sozialdemokratie anerkannt, nicht näher dargelegt zu werden, da es jetzt nur auf deren grundlegenden Bedeutung für die Finanzen des Reiches ankommt.

Würde diese sozialdemokratische Forderung durchgeführt, so würde nicht nur der Rummelwirtschaft mit einem Schlag ein Ende gemacht werden können, es würden auch die vorhandenen Schulden rascher abgetragen und ohnedem bestehende unerschuldete und besonders schädliche Steuern beseitigt werden können. Ja mehr noch: Man könnte mit leichter Mühe das gesamte ungeladene Reichsteuersystem von Grund aus umgestalten.

Damit kommen wir aber zu dem zweiten, nicht minder wichtigen Gegensatz zwischen der sozialdemokratischen und der bureaucratistischen Finanzreform.

Gegenwärtig werden die Bedürfnisse des Reiches fast ausschließlich dadurch durch indirekte Steuern und Zölle, die ja, abgesehen von ihrer schutzschonenden Wirkung, auch nur indirekte Verbrauchsabgaben sind. Regierung und herrschende Klassen halten kraftvoll an diesem System fest, da auf diese Weise bewirkt Ausbreitung der Abgaben dem Volk nicht so zum Bewußtsein kommen, wie es die Erhebung direkter Steuern betreiben würde. Würden die schädlichsten Steuern als Kopf- und Familiensteuer im Reich erhoben, dann würden auch die bisher noch geduldeten und abnungswürdigen Profiteure, Kleinbürger und Bauern reichlich werden.

Die Sozialdemokratie verlangt im Gegensatz zu der Auffassung der herrschenden Klassen Ersetzung der indirekten

ten durch direkte Steuern: In erster Linie Einkommensteuer, Vermögenssteuer und Erbschaftsteuer. Die Sozialdemokratie benutzt aber jede Gelegenheit, um die Einführung weiterer direkter Steuern zu fördern, immer natürlich unter der Voraussetzung, daß sie an die Stelle indirekter Abgaben treten, ohne die Gesamtlastung des Volkes zu erhöhen.

Bei Vortreibung direkter Abgaben hat die Sozialdemokratie aber auch noch einen wichtigen Zweck im Auge. Gegenwärtig sind alle Steuern und Abgaben durch Gesetz festgelegt. Sie können also ohne Zustimmung von Bundesrat und Reichstag nicht abgeändert werden, weder in der Art der Veranlagung noch in der Höhe. Selbst wenn also Reichstag und Bundesrat sich über das Budget nicht einigen könnten, würde die Regierung doch berechtigt sein, alle jene Steuern, Zölle und Abgaben fortzusetzen. Die einzige Ausnahme, die der jährlichen Neufestsetzung bedarf, sind die Matrularbeiträge, d. h. die auf den Kopf der Bevölkerung berechneten Beiträge der Einzelstaaten. Sie sind aber in den letzten Jahren bereits auf Verlangen der Regierung in einen Abrechnungsbestand gesetzt, da man nicht über 80 Bfg. auf den Kopf der Bevölkerung hinausgehen will. In dem diesjährigen Budget belaufen sie sich also netto auf rund 52 Millionen Mark.

An sich sind die Matrularbeiträge ein sehr rohes Umlageverfahren. Sie kommen eigentlich auf eine Kopfsteuer hinaus und belasten die ärmeren Bundesstaaten zugunsten der reichen. Sie werden aber aufrecht erhalten im Interesse des Budgetrechtes des Reiches, da sie dem Reichstage gegenwärtig das einzige Mittel bieten, auf die Höhe der Geldbewilligung einen wenn auch geringen Einfluß auszuüben.

Da dieses an sich irrationelle Mittel der Matrularbeiträge aber nur ein sehr zweifelhaftes und dürftiger Ersatz für die Sicherung des Budgetrechtes durch die jährliche Neufestsetzung der Einnahmen, erreicht die Sozialdemokratie auch bei der Neueinführung einer direkten Steuer, der Einkommensteuer, die die Bestimmung, daß die Höhe der zu zahlenden Prozente alljährlich von neuem durch den Reichstag zu bewilligen ist.

Sträuben sich jetzt schon die herrschenden Klassen und ihre Vertreter in der Verwaltung gegen die Einführung direkter Steuern überhaupt, so würde die Bureaucratie und Herr Rummel voran, insbesondere der jährlichen Neufestsetzung oder Quotierung einer Einkommensteuer erhärteten Widerstand entgegenstellen, da durch die Nachvollziehbarkeit der Ausgaben keine Verringerung und der Einfluß des Reichstages vermindert würde. Um so mehr hat die Sozialdemokratie allen Grund, auch über diese wichtigen Bestandteile der Finanzreform, wie wir sie verstehen, rechtzeitig Aufklärung zu verbreiten.

Die Kosten der Wehrolagen.

Nach einer halbhoftäufigen Mitteilung der Presse dürften die Kosten der Wehrolagen sich zwischen 80 und 90 Millionen Mark bewegen. Für Frage der Kostenbedeutung bringt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung folgendes Dementi:

Die Zeitungsnachricht, daß zur Deduktion des neuen Wehrbedarfs auch Sonderrenten auf das mobile Kapital herangezogen werden sollen, entbehrt, wie schon früher mitgeteilt, jeder Begründung.

Die demeritierte Zeitungsnachricht entstammt der Post, die den Schwindel jetzt ganz gewöhnlich betreibt. Auf die Unzuverlässigkeit dieser Quelle haben wir bei der Registrierung dieser Behauptung bereits hingewiesen.

Politische Uebersicht.

Halle a. S., den 28. Februar 1912.

König Landrat als Wahlmacher.

Von den preussischen Landräten im allgemeinen und von den pommerischen im besonderen ist man allseits genehmigt. Landrat v. Walsan im pommerischen Kreise Grimmen trat durch seinen Vorschlag gegen den fortwährenden Mittergutsbesitzer Weder wesentlich dazu bei, daß die freiere Öffentlichkeit näher vertraut mit den preussischen Landratsgepflogenheiten wurde. Weder wurde von einem pommerischen Bericht wegen Verleumdung zu einem Jahre Gefängnis verurteilt und, als das Reichsgericht dieses Urteil aufhob, immer noch auf drei Monate eingesperrt.

Jetzt hat derselbe Landrat Walsan einen neuen wertvollen Beitrag zur Charakteristik landräterlicher Diktatur geliefert. Im Amtsbezirk des Herrn Walsan fanden sich in der Reichstagswahl der fortwährendliche Kandidat Göttsch und der konservativste Dr. Rangemal gegenüber. Als Landrat glaubte sich Walsan berechtigt, die ihm unterstellten Gemeinde- und Kreisvorstände folgendermaßen anzuweisen:

Der Landrat, Grimmen, den 18. Januar 1912.

Die Befähigung der Kreis- und verfassungsmäßiglichen Sozialdemokratie ist von der Agl. Staatsregierung aus Anlaß des gegenwärtigen Wahlkampfes wiederholt und mit Nachdruck als die Aufgabe aller staatsreinen Bürger bezeichnet worden. Im einer irrthümlichen Auffassung der sich hierauf insbesondere auch für die Reichs-, Staats- und Kommunalverwaltung ergebenden Pflichten vorzugehen, möchte ich hiermit ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die von der Agl. Staatsregierung in den Vordergrund gestellt Befähigung der Sozialdemokratie sich selbstverständlich nicht darauf beschränkt, daß kein staatsreiner Wähler, gleichwie denn ein Beamter einem Sozialdemokraten seine Stimme geben darf,

sondern daß mit allem Nachdruck dahingewirkt werden muß, daß nur solche Volkswähler in den Reichstag entsandt werden, die den Kampf gegen die Mittergutsparthei mit aller Kraft im Verein mit der Agl. Staatsregierung aufnehmen und durchzuführen willens sind. Von diesem Gesichtspunkte aus hat sich das Verhalten des Beamten auch in dem bevorstehenden Wahlgang zu regeln. Ich erlaube, die auch den übrigen dort etwa befindlichen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten in geeigneter Weise mitzuteilen.

In die Herren Guts- und Gemeindevorsteher des Kreises.
 (gez.) v. Walsan.

Dieser unerhörte Akt der Wahlbeeinflussung und des „nationalen“ Terrorismus würde unweigerlich zur Auflösung der Wahl führen müssen, wenn nicht eben Göttsch doch gemäßigt worden wäre, gegen dessen Wahl sich ja gerade die amtliche Wahlbeeinflussung richtete. Das Verh. Abgefallt, dem dieser Erlaß in die Hände gefallen ist, stellt die Frage: „Es erhebt sich die sehr ernste Frage an den Herrn Minister des Innern, wie lange er noch Herrn v. Walsan im Kreise Grimmen schalten und walten lassen will? Die im Wehrprozeß gerichtlich festgestellten Lebergriffe des Herrn von Walsan haben ihn nicht veranlaßt, gegen den Herrn einzuschreiten.“ — Das wird auch jetzt nicht geschehen, denn das ganze preussische Regierungssystem ist auf die Zursache eingestellt, daß die Landräte Konserativisten Wahlen zu machen haben!

Weiter erkläre die Liberalen dieses jetzige liberale System am mit gedämpften Murren, aber ohne jede Empörung. Wären die Herrschaften wirklich liberal, so würden sie jetzt auf den Tisch schlagen und mit der Sozialdemokratie gemeinsam in der stärksten Form den Wahlrechtstempel kämpfen. Aber wo von Kampf die Rede ist, da hört die liberale Langsam auf.

Die Schichtarbeit im Handwerksberufe.

Im künftigen in einem besonderen Reichsgesetz geregelt werden, um zu ermöglichen, daß auch solche Gewerbebetriebe getroffen werden, die der Gewerbeordnung nicht unterliegen, z. B. das Gewerbe der Speditionen, der Versicherungsberechnungen, der Konsumvereine usw. Die ganze Materie wird von nur 15 Paragraphen umfaßt. In § 2 des Entwurfs wird bestimmt, daß in den Kontoren und in den nicht mit offenen Verkaufsstellen verbundenen Betrieben des Handelsgewerbes die höhere Verwaltungsbefugnisse oder die Gemeinde eine Beschäftigung bis zur Dauer von zwei Stunden zulassen dürfen. Als Höchstmaß der Beschäftigungszeit setzt der Entwurf drei Stunden fest, doch kann die höhere Verwaltungsbefugnisse eine Beschäftigungsdauer bis zu vier Stunden zulassen. Die Gemeindeverwaltung kann durch fakultativer Bestimmung die dreistündige Beschäftigung für alle oder einzelne Gewerbebetriebe auf längere Zeit einschränken oder ganz unterlagen. Die Polizeibehörde kann ferner für jährlich höchstens sechs Sonn- und Feiertage, an denen öffentliche Verordnungen einen weiteren Beschäftigungsbedarf machen, eine Beschäftigung bis zu zehn Stunden zulassen. Die Stunden können für verschiedene Gewerbebetriebe verchieden festgelegt werden.

Das Wahlrecht in kleinen Schnitzeln.

Die fortschrittliche Volkspartei hat im preussischen Abgeordnetenhaus bekanntlich den Antrag eingebracht, das Reichstagswahlrecht auf Personen unter Verteilung der Wahlkreise zu übertragen. Für den Fall, daß dieser Antrag abgelehnt werden sollte, wird die fortschrittliche Volkspartei nun einen Eventualantrag stellen, in dem nur das allgemeine Wahlrecht mit direkter und gleicher Abstammung verknüpft wird. Es soll auf diese Weise dem Zentrum umhändlich gemacht werden, die ganze Wahlrechtsreformfrage zu Fall zu bringen; andererseits will man den Nationalliberalen die Möglichkeit geben, wenigstens einem solchen Antrage ihre Zustimmung zu erteilen. Abgesehen glauben die Fortschrittler, der Regierung damit zeigen zu können, daß selbst in diesem Landtage eine Mehrheit zur Überwindung des jetzt geltenden Wahlrechts vorhanden ist.

Der Plan mag sehr gut ausgedacht sein, aber er zeigt wieder von Mut, Entschlossenheit, noch Kraft und wird von der Junkermeicheit des Klassenhauses schon deshalb verhöhnt und lächerlich als irgendwem bereitwillig werden.

Der Herzog bleibt steuerfrei!

Im Altenburg wird gemeldet: Im Landtage wurde am Montag der Sozialdemokratische Antrag auf Gleichstellung des herzoglichen Hauses mit den übrigen Landesbewohnern in steuerlicher Beziehung beraten. Nach zum Teil stürmischer Debatte wurde der Antrag gegen die Stimmen der Sozialdemokraten abgelehnt. Der Herzog bleibt mit seinen fetten Einkünften steuerfrei.

Es ist natürlich völlig richtig, daß der Herr Herzog nun freiwillig einige Mark Steuern dem geliebten Volke des Vaterlandes zum Opfer bringen wird. Selbstverständlich!

Aus dem Radolfstädter Landtage.

Die fürstliche Kreise brachte Dienstag eine Entjüngungsmeditation aus Radolfstadt, nach der die Aufhebung des Landtages, der bekanntlich eine sozialdemokratische Mehrheit hat, unmittelbar bevorsteht. Es wird von einer für Mon-

Walhalla - Theater

Direktor u. Besitzer: Paul Nitzgen.

Neute Mittwoch Ehrenabend
für Direktor Fritz Steidl.

Sensationeller Erfolg!!

Tatsächlich
vorletztes
Gastspiel

Donnerwetter tadellos!!

Jahresrevue von J. Freund, neu bearbeitet v. Fr. Steidl.
Musik von Paul Lincke.

3 Ballets. 30 Tänzerinnen.

Stadt - Theater

in Halle a. S.
Direktion: Gen. Hofrat R. Richards.
Donnerstag, 29. Februar 1912.
168. Abonnement-Vorst. 4. Viertel.
Novität: **Novität:**
= **Sam 3. Male.**

Die fünf Frankfurter.
Lustspiel in 3 Akten
von Karl Adeler.
Kasseneröffnung 7, Anfang 7¹⁵ Uhr,
Ende 10 Uhr.

Freitag den 1. März 1912
169. Abonnement-Vorst. 1. Viertel.
6. Vorstellung im Duktus ausge-
wählter deutscher Meister-Dramen:
Die Nibelungen.

Dritte Abteilung:
Kriemhilds Rache.
Ein deutsch. Trauerspiel in 5 Akten
von Friedrich Hebbel.

Passage - Theater

— Safe, Leipzigstraße 88. —
Programm-Wechsel
jeden Mittwoch und Sonnabend.
Beginn der Vorstellungen:
Wochentags um 8¹⁵ Uhr.
Sonn- und Feiertags 3

Helios-Theater, Ammendorf.

Donnerstag und Freitag
Marianne,
ein Weib aus dem Volke.
Drama in 3 Akten.

Gertner Kleiderhoffreie
für Kleider und Hüfen passend,
sowie Unterwäsche, Schürzen usw.
empfehllich billig

Frau A. Zimmer,
Schneefleischstraße 28.
Mitglied des Stad.-Spaz.-Vereins.

Wintergarten.

Sonntag, den 2. März 1912, in sämtlichen Räumen
II. Gr. Elite-Maskeball
mit Schönbühne-Kohärenz und Preisverteilung der Frau F. von Justina Danzow.
L. Preis: Ein Sammelstück nach Maß, in Werte von 100 bis 150 Mk.
Kasseneröffnung 7¹⁵ Uhr. — Anfang 8 Uhr.

Billets sind in den
Zigarrenhandlungen von
den Herren **Welsch &**
Tschamsek, Klobbe-
platz, Rich. Helms,
Hauptpost u. Gr. Ulrich-
straße, sowie im Winter-
garten & M. E. 1., ein-
Loge Mk. 20.—, an der
Kasse Mk. 1.50 zu haben.
Das Café ist ab 7 Uhr
geschlossen.

PASSAGE-THEATER
Halle a. S. Lichtspielhaus Leipzigstr. 88.
Grösste und vornehmste Lichtbildbühne am Platze,
ca. 1000 Personen fassend.

Ab Mittwoch den 28. Februar 1912:
PROGRAMM-WECHSEL.

Dasselbe bringt:
Ruy Blas

grosse Tragiködie von Victor Hugo.

Ab Montag den 4. März 1912:
ASTA NIELSEN

in
Die arme Jenny.

Die Direktion.

Burg-Kino, Triftstrasse.

Als Freitag das 2aktige Drama: „Das Leuchtfeuer“.

Dtsch. Bauarbeiter-Verband,

Zweigverein Dommitzsch.

Winter-Vergnügen

Sonntag den 3. März in der Konzerthalle, Dommitzsch:

Theater und Ball.

Eintritt 25 Pfg. Anfang 8 Uhr.
Hierzu ladet ergebenst ein **Das Fest-Komitee.**

Krankenkassen-Mitgliedern

zur geg. Nachricht, daß meine beiden Anstalten, **Naturheil-**
bad, Friedenthal, und Reformbad, St. Anstalt, 14, zu fast
sämtlichen Kassen zugelassen sind
Abrecht, 3

Apollo-Theater.

Direktion: Gustav Poller.

März. Gastspiel M. März.

Job's lustige Bühne

Direktion: Hermann Job.

ist gerade das
bedeutendste
reine
Volks-Theater.

ist eine Verei-
nigung der be-
kanntesten und
beliebtesten
Künstler.

ist nicht zu ver-
wechseln mit den
vielen andern
Einkaufs-
Ensembles.

erzielt in ihren
Vorstellungen
mit ihren
jüngsten
Jüngsten

überall ausverkaufte Häuser.

März. Gastspiel M. März.

Apollo-Theater.

Job's lustige Bühne

ist gerade das bedeutendste reine Volks-Theater.

ist eine Vereinigung der bekanntesten und beliebtesten Künstler.

ist nicht zu verwechseln mit den vielen andern Einkaufs-Ensembles.

erzielt in ihren Vorstellungen mit ihren jüngsten Jüngsten

überall ausverkaufte Häuser.

März. Gastspiel M. März.

Apollo-Theater.

Große wissenschaftliche

Lichtbilder - Vorträge

des Herrn Direktor Uhlig vom Kaiseranatorium Opylin.

Donnerstag, 29. Februar 1912, nachm. 4 Uhr für Damen,
Freitag, 1. März 1912, abends 8¹⁵ Uhr für Herren
im Saale des „Wintergartens“, Kugelburgerstr.

I. Teil.
Neue Wege i. Geburt
des Franchelions
ohne Kränkel u. ohne
Operationen.

Organ-Veränderungen
im menschlichen Körper:
Schwangerschaft, Ent-
stehungen, Anstimmungen,
Erweiterungen, Entzündungen,
Vergrößerungen, Neu-
bildungen, Entartungen,
Schwärmungen,
Hysterie und?
Desentartung,
Nervenleiden.

Die Wärmehaltung eine
große Wichtigkeit für
lebende Menschheit.
Selbsthilfe in
Krankheitsnot.

II. Teil.
Was Schwangerschaft über
die Leben anderer
Frauen und Töchter wissen müßten?
Was man über das Weib und die Folgen
der Geschlechtskrankheiten wissen sollte.
Linien u. Organveränderungen im Geschlechts-
leben. Quecksilber, Job, Arsenikalien,
Gicht, Säu. Die großen Erfolge der
Wärmehaltung. Die Kunst, für den Beruf
und die Ehe richtig zu wählen. Geburde
und kranke Schwangeren. Die Kunst des
glücklichen Gelebens.

III. Teil.
Schönheits-Umfang. Wahre Schönheits-
pflege. Vorzeitiges Verblühen und
Altern. Unglückliche Ehen. Mann und
Weib. Was ist eine Frau? Was nicht?
Folgen der Unwissenheit, Kinderlosigkeit,
Vertragsbruch. Glänzliche Vereinerung
Indemittelkeit. Warum so viele kranke
Frauen und Mädchen? Wie können
diese Operationen und Frauenleiden
verhütet werden?

Nach den Vorträgen:
Diskussion u. Fragenbeantwortungen.
Eintritt 50 Pfg., referierter Platz 1 Mk.
Nur für Grundbesitzer über 18 Jahre.

Die meisten Zeitungen berichten, daß die Direktor Uhliglichen
Vorträge in begehrtester Weise eine außerordentlich aus-
bringende und wertvolle Mitwirkung bieten.
Die Preisverteilungskommission.

Hosenträger: gut, haltbar und billig.
C. F. Ritter, Letzingerstr. 90,
M. d. R. Sp.-V.

Geflügel-Warnt
in **Boreks Restaurant,**
kurze Gasse
am 1. und 2. März.
Wellgeschlachtet haben Gelegen-
heit, reifliches Geflügel preiswert
zu kaufen.
Dentholgischer Zentrverein
für Enten und Thüringen
— Halle a. S. —
Herrn v. Dem. Mack, u. 1
b 10 — u. verleiht, Alt. Markt 17 III.

Frische Makronen, pro Pfund 1 Mark 20 Pfg.,
zu haben bei
Carl Wood, Breite 1,
Hauptstadt, im
Turn- u. Leisigerstr. 61/62.

Sumpen, Knochen, Papier, Eisen,
Metalle, Gummi kaut.
Albert Bode jun., Große
Kraußstr. 22.

Apollo-Theater.

Direktion: Gustav Poller.

Unwiderruflich zum vorletzten Male:

Otto Reutter.

Vorder: Gastspiel d. Conrad Dreher-Ensembles.
Auf vielseitiges Verlangen:
„Das Familienkind.“
Schwank in 3 Akten von Fritz Friedman-Fredrich.
In den Gastrollen:
Hofschwspieler Gustav Conrad und Fräulein Lili Breda
vom Schauspielhaus in München als Gäste.
Donnerstag d. 29. Febr.: Abschließendes von
Otto Reutter.

Arbeiter - Gesang - Verein, Wörmnitz - Böllberg

(Mitgl. d. Arb.-S.-B.)
Sonntag, 2. März 1912
im Gasthof zu Wörmnitz

:: 7. Stiftungs - Fest ::

verbunden mit
Konzert, Gesangsvorträgen, Theater u. Ball.
Anfang 8 Uhr. Anfang 8 Uhr.
Freunde und Gönner des Vereins sind herzlich will-
kommen.

Letzter Dreier, Mersburgerstr. 32.

Freitag den 1. März er.:
Groß. Schlachtfest
mit musikalischer Unterhaltung und
ff. Bockbier.
Es ladet freundlich ein **H. Weber.**

Grosser Gelegenheitskauf!

Extra billig.
Von einer der größten Abenteurer-Riedererhalten mit
mehr Metern, welche sich wegen unglücklicher Spekulation
in Zahlungsschwierigkeiten befang, habe ich über

650 Stoffhosen,

zur modernsten
Muster,
weit unter regulärem Preis erworben, und verkaufe folche,
so lange Vorrat davon, zu folgenden billigen Preisen:

Serie I: Männerhose in Modetönen, sehr halt- bare Qualität, zu dem billigen Preis von nur 1 ⁸⁵ Mk.	Serie II: Männerhose dunkle Muster, zu dem bill. Preis von nur 1 ⁸⁵ Mk.
Serie III: Männerhose in braunen u. grünen Mode- farben, zu dem billigen Preis von nur 2 ⁴⁵ Mk.	Serie IV: Männerhose in glatt u. gestreiften Farb- u. in hellblauer, Gelblichkeit, zu dem billigen Preis von nur 2 ⁹⁰ Mk.

Es liegt in jedermanns Interesse, sich diesen Gelegenheits-
kauf nicht entgehen zu lassen. — Trotz der billigen Preise
noch 5 Bros. Rabatt. — Die Qualitäten und Preise sind
aus Rücksicht in den Schaufenstern ausgestellt.

Ernst Renner

nur 14 Marktplatz 14.

Konsum-Verein, Dieskau u. Umg., Sitz

Zwintschöna
Eng. Gen. u. beider. Gasthof.
Die Lagerhalter - Stelle ist besetzt.
Allen Bewerbern besten Dank. **Der Vorstand.**

Ohne Preiserhöhung

gibt große Mietschulden ganze
Wohnungseinrichtungen,
einzeln Zimmer sowie jedes ein-
zelne Möbelstück u. s. w. gegen
sehr bescheidenen Zahlungsanlass
ab. Diskretion zugesichert. — Zu-
schriffen, wann der Besuch des
Vertragers erwünscht, unter Chiffre
V. H. 113 a. d. Exp. d. Volksbl. erb.
Adressen jeder Art bef. bill.
Ab. Aekermann, Mühlberg 10.

Arbeitsmarkt

Wienarbeiter auf Mannheimerbau-
und fädtige Metallarbeiter
gel. Angst Beer, Gr. Ulrichstr. 36.
Wer lohnende
Hebenbeschäftigung
wünscht, sende seine Adresse unter
K. an Wollant 12, Berlin.

Zur Anfertigung von Volkermöbeln.

Anfertigen u. Reparieren
sowie Gardinensetzen und Wohnungsarbeiten empfehlen sich
H. Voigt, J. Adler, Seidenstraße 8.
Telephon 3369.

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek

Seit 28.
Die Jahre der Geschlechtsreife
von Dr. Popitz, Leipzig.
Preis 20 Pfg.
Zu beziehen durch die
Volks-Buchhandlung, Kalle 5,
Hara 42/43.

Zollstäbe

mit bester Feder, Stück 30 Pfg.
Letzingerstr. 90.
C. F. Ritter, M. d. R. Sp.-V.

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 17. Donnerstag, 29. Februar 1912

Grischkas Erlebnis.

Aus dem Englischen des Morris Winchewsky.

Ohne zu übertreiben, kann man behaupten, daß eine echte russische Soldatenuniform in einer jüdischen Auskocherei im Eastend London immer zu einem seltenen Ereignis gehört hat. Als ich daher an einem schmutzigen, regnerischen Abend in Mr. Levahs Geschäft eintrat — das, nebenbei bemerkt, berühmt war durch die ausgezeichnete Art der dort erhältlichen eingelegten sauren Gurken sowie auch durch die eifrigen Schachspieler, die immer dort anzutreffen waren —, war die ganze Aufmerksamkeit der Verammelten auf Grischka gerichtet; mich setzte es nicht in Erstaunen.

Er war ein hageres, grauäugiges, scharfblickendes, hartloses menschliches Exemplar eines russischen Juden. Ab und zu huschte über sein Gesicht ein melancholisches Lächeln, das von einem nervösen Zucken der Lippen begleitet war, das aber so rasch wieder verschwand, wie es erschienen war, gerade als ob es nicht dagewesen wäre. Ein flüchtiger Blick genügte, um auch dem wenig scharfsichtigen Beobachter zu sagen, daß das Herz des ehemaligen Gemeinen der Infanterie einen großen Kummer barg. Das Schachbrett war heute verlassen. Ein schwarzer König und ein weißer Bischof würden nachträglich in etwas hergenommenem Zustand unter dem Tische gefunden. Die Katze hatte ihren Weg in die Küche gefunden, während Salomon Fiddle, genannt der Beharrliche, so in Anspruch genommen war durch das, was um ihn vorging, daß er die eingeinkelte Zigarette, die er eben an die Lippen führen wollte, um sie zu befeuchten, mit den Fingern zerdrückte.

Als ich in den kleinen dunklen Speiseraum trat, hatte offenbar Grischka schon seit einer kleinen Weile mit seiner Erzählung begonnen gehakt. Es schien, als spräche er widerwillig, unter einem Zwange, erst je mehr er fortfuhr, wurde er lebhafter und angeregter.

„Wer Grunha war,“ sagte er, „das sollt ihr sofort erfahren.

Mein Regiment war nach Wilna befohlen. Wir wurden bei den verschiedensten Familien einquartiert. Die Besitzer der Häuser waren entweder Polen, Litauer oder Juden. Russen? Kaum einige. Mein guter Stern führte mich in ein Haus in der Sawitschstraße. Es war ein kleines zweistöckiges Häuschen, Eigentum eines ziemlich wohlhabenden jüdischen Geschäftsmannes. Wie ich in der Folge erfuhr, war er Witwer und hatte zwei Kinder, einen Sohn, der in Petersburg Medizin studierte, während die Tochter zu Hause war und ihm den Haushalt leitete. Sie war zu dieser Zeit kaum den Kinderschuhen entwachsen, ein liebenswürdiges, wenn auch nicht gerade schönes Mädchen, dafür aber hatte sie genügend Mut, um eventuell sogar Osman Pascha bei Plewna vors Angesicht zu treten, und warmherzig war sie, wie nur irgend eine barmherzige Schwester sein kann. Sie hieß Grunha. Sie war mir gegenüber zuerst sehr schüchtern. Auch bemerkte ich in der Folge, daß sie in meiner Gegenwart immer alles verbarg, was sie gerade las. Wißt ihr, ich hätte ja ein Spion sein können. Doch gab sie das bald auf und eines Tages ließ sie auf dem Tisch des Wohnzimmer ein bedrucktes Blatt liegen, das ein kleines revolutionäres Lied enthielt. Ich las es. Ein Schauer durchfuhr mich. Ich hielt es für die blutdürstigste Sache, die je geschrieben worden ist. Es sprach vom blutigen Sieg des Volkes über seine Bedrücker.

Als ich es zum zweitenmale las, trat sie ins Zimmer. Das kleine tapfere Weib blickte mich nur an, sagte aber nichts. Auch ich verhielt mich still. Ich gab ihr das Papier zurück und sie verbarg es darauf. Was sie mir vom Gesicht ablas, weiß ich nicht; aber jedenfalls mußte sie gedacht haben, was auch immer meine Ansicht wäre, sie zu verraten schien mir nicht ähnlich.

Ohne mich eigentlich in ihr Vertrauen einzubeziehen, mißtraute sie mir jedoch von diesem Tage an nicht mehr. Aber ich war für sie auch weiterhin nichts mehr als der in ihrem Hause einquartierte Soldat; ein ungeborener Gast, der, wie die Lebensart ging, schlechter sei wie ein Tatare.

Eines Tages kam plötzlich eine Wendung in unseren Verkehr. Und das folgendermaßen.

Ich saß schon geraume Weile mit der Pfeife im Munde am Fenster und blickte die Straße hinab. Auf einmal sprang ich auf, stürzte in den Nebenraum, wo ich sie gerade wußte und wo sie, wie mir bekannt war, in einem Schranke sozialistische Blätter und Broschüren aufbewahrt hatte. Sie sah mir mit großem Erstaunen zu, wie ich mir die Taschen meines Rockes mit ihrer Literatur anstopfte und wieder aus dem Zimmer stürzte und ihr noch im Davoneilen ein Pamphlet aus der Hand riß, in dem sie eben gelesen hatte. Eben wollte sie eine heftige Bemerkung machen, als ganz unzeremoniell die Türe aufgerissen wurde. Ich hatte gerade noch so viel Zeit gehabt, um meinen Fensterplatz wieder einnehmen zu können, als der Polizeikommissär des Distrikts ins Zimmer trat, die Tür hinter sich offen lassend. Im Vorderhause sah ich drei Schulleute.

Er begrüßte Grunha mit einigen spöttischen, höflichen Worten und dann begann er mit der Hausdurchsuchung. Mit dem Schlüsselbund in der Hand folgte sie ihm durch alle Teile des Hauses, sperrte auf Befehl jeden Schranke, jede Kiste und jeden Verschlag auf. Wäre er auf der Suche nach einem geheimen Schatz gewesen, er hätte nicht gründlicher vorgehen können. Klöglich hörte ich sie in ihrem Schlafzimmer sprechen und ich postierte mich in der Nähe der Tür. Ich befürchtete, daß ich etwas übersehen hätte. Der große Kleiderschrank wurde zuerst geöffnet, dann der Schreibtisch. Jedes Kleidungsstück wurde mit der größten Genauigkeit untersucht, die Taschen umgewendet und die Wäsche durchstöbert. Nachdem dies geschehen war, zerriß er die Polsterzüge, durchsuchte die Federn, befühlte alle Matratzen, hob die Teppiche auf und betastete schließlich die Wände. Enttäuscht und unerrichteter Sache betrat er wieder das Wohnzimmer, wo ich mich befand.

Auf einem Regal standen einige Bücher. Er nahm eines nach dem andern, wendete sorgfältig die Blätter, untersuchte die Einbände, blickte in die Rückenleisten der gebundenen Bücher, als er sie ausbreitete. Erst nachdem er noch die Bilder an den Wänden aufgehoben hatte, gab er sich zufrieden. Er mußte sich nun sagen, daß er der Gefoppte war, ziemlich blöde blickte er drein.

Nun nahm ich plötzlich eine Veränderung in seiner Haltung wahr. Die frühere spöttische Höflichkeit wurde merklich wärmer. Sein Gesicht heuchelte einen gütigen Ausdruck, er stüßte etwas, und ich sah Grunha erleiden. Bestürzt stand sie einige Augenblicke da, dann erwiderte sie kurz und brachte ihn damit beinahe außer Fassung. Sein Gesicht nahm jedoch sofort wieder den offiziellen höflichen Ausdruck an, und sich der Tür und den Schulleuten zuwendend, gab er ihnen zu verstehen, daß sie sich entfernen könnten, da weiter hier nichts zu suchen wäre. Er selbst hatte beinahe schon die Schwelle überschritten, als er wieder ins Zimmer zurücktrat, sich vor Grunha hinstellte und mit einem perfiden Lächeln sagte, daß er bestimmt glaube, daß sie einige Papiere unter ihren Kleidern verborgen habe. „Es tut mir leid,“ sagte er, „vor die Notwendigkeit gestellt zu sein, Sie untersuchen zu müssen.“

Ich sprang wütend auf. „Das wird nicht geschehen,“ donnerte ich, „keinesfalls so lange ich hier bin. Entfernen Sie sich sofort, mein Herr. Und meinettwegen können Sie mich für den Rest meines Lebens nach den sibirischen Minen bringen, ich werde es aber zu verhindern wissen, daß diese junge Dame weiter durch Sie belästigt wird. Darum sputen Sie sich, ja, und das sofort!“

Da er wußte, daß sein schmutziges Ansinnen ungescheit war, sagte er nichts darauf, sondern forderte nur Papier, Tinte und Feder. Ich reichte ihm das verlangte. Er setzte sich zum Tisch, nahm ein Protokoll auf, ich mußte ihm meinen Namen und mein Regiment nennen und er entwarf eine Schilderung des Vorgefallenen und schilderte natürlich mein Vergehen mit den grellsten Farben. Als er damit fertig war, stand er auf und sagte zu mir in einem hochtrabenden Tone: „So, mein hübscher, junger Mann, das wird alles an die richtige Adresse gegeben werden.“ Und damit entfernte er sich.

Grunya und ich blühten uns an. Im Kriege mit den Türken hatte ich oft Gelegenheit gehabt, dem Tode ins Auge zu blicken, aber jetzt machte mich Grungar hoffnungsloser, tieftrauriger Blick ganz fassungslos. Ich ging zu meinem Fensterplatz zurück; kaum sah ich aber, als sie zu mir trat und ihre zarten Arme mich umschlangen und sie mir einen innigen Kuß auf die Stirn drückte.

Nun vergingen wieder einige Tage in dem gewöhnlichen Einerlei und als ich mich eines Morgens damit beschäftigte, mir einige Notizen zu machen, setzte sich Grunya ganz unermittelt zu mir.

„Erzählt mir einiges aus Eurem Leben, Grischa,“ sagte sie. Sie nannte mich zum erstenmal Grischal. Seit ich Soldat war, wurde ich nur immer Grischla (eine entstellte Form für Grigori) gerufen.

Ich verhielt mich ihrem Wunsche gegenüber ablehnend. Was hat sich Besonderes in meinem Leben zgetragen, das sich gelohnt hätte zu erzählen? Doch sie bestand darauf und so erzählte ich ihr alles in ziemlich hastiger Art, soweit meine Erinnerungen reichten. Wie sie zuzuhören verstand! Alles, was ich erzählte, schien für sie von besonderem Interesse zu sein. Sie selbst sprach wenig, nur gelegentlich machte sie eine Bemerkung, und dann nur zu dem Zwecke, um mich von manchem zu unterrichten; sie tat das aber mit so viel Laft und Partgefühl, daß mir nur ja nicht der Gedanke ihrer geistigen Ueberlegenheit kommen konnte. Dann sollte ich ihr wieder einmal vom Volke erzählen, von dessen Lebensweise, und bei solchen Gelegenheiten prophezeite sie große Dinge. So unterhielten wir uns manchmal und da fragte sie auch einmal bei einer solchen Gelegenheit folgendes: „Sag', Grischa, nehmen wir an, das Volk reboliere und man forderte von dir, auf es zu schießen?“ Dieser Gedanke ist mir noch nicht in den Sinn gekommen, doch zögerte ich nicht mit meiner Antwort, und sie schien davon befriedigt zu sein.

Eines Abends gingen wir zusammen spazieren. Da begegneten wir einer Anzahl junger Leute ihres Bekanntenkreises. Sie beachtete sie kaum. Nach einer Weile klagte sie über Müdigkeit und nahm meinen Arm. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie sich auf mich stützte. Ich blickte sie von der Seite an. Was konnte mein Liebling haben? dachte ich.

„Es ist nichts, mein Freund,“ sagte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten.

Den nächsten Morgen erhob sie sich später als gewöhnlich. Ich war dadurch sehr beunruhigt. Die Zeit schleppete sich ganz endlos langsam hin. Endlich erschien sie im Wohnzimmer. Als sie mich grüßte, dachte ich, eine ganz andere Person vor mir zu haben. Sie war förmlich höflich und nicht einen ihrer gewöhnlichen freundlichen Blide gönnte sie mir.

Sie entfernte die Dienerin und dann wendete sie sich mir zu. „Grigori Abramowitsch,“ sagte sie.

Ich war auf das tiefste durch diese Ansprache betroffen. Wie konnte ich sie nur verkehrt haben? dachte ich.

„Sie sagten mir vergangenen Abend,“ fuhr sie fort, „daß Ihr Regiment demnächst von hier abmarschieren dürfte.“

Sie unterbrach sich atemlos.

„Wenn Sie nicht mehr da sein werden, werde ich mich vor der Gefahr nicht schützen können, wenn sie wieder an mich herantritt. Es würde mir auch nichts daran liegen, ob man mich verhaftet oder auch nicht — wir werden uns sicher wieder begegnen, und wenn, müssen Sie mir versprechen . . .“

„Ihr treuester Diener zu sein, Gruschenka,“ sagte ich. „Ich bin bereit, für Sie durch Feuer und Wasser zu gehen. Du bist so zart, mein Kind, so sensitiv und doch so tapfer. Du hast einen Kerl wie mich nötig, um dir zu dienen und dir zu folgen.“

„Nein, Grischa, sag' das nicht,“ unterbrach sie mich. „Keinen Diener hab' ich nötig. Da nimm das und erinnere dich öfter meiner.“

Sie zog einen Ring vom Finger ihrer rechten Hand und steckte ihn mir an meinen kleinen Finger. Sie umarmte mich und als sich unsere Lippen zum ersten und letztenmal begegneten, schluchzte sie, um das stärkste Herz zum Brechen bringen zu können.

Grischla hielt in seiner Erzählung inne. Einer der Gäste reichte ihm ein Glas zum Trinken und er nippte daran. Dann fuhr er in kurzen, abgebrochenen Sätzen fort, wie jemand, der schon sehr erschöpft ist und trachtet, mit seiner Erzählung zu Ende zu kommen.

„In Tula,“ sagte er, „hörte ich, daß sie einige Wochen nach meinem Abmarsch von Wilna verhaftet worden ist. Ich ver-

schaffte mir Zivilkleidung, sie packte mir zwar nicht, aber meinem Zwecke diente sie. Ich packte meine Uniform zusammen und kniff aus. Sie sagte einmal gelegentlich, daß sie gern einmal hierher in das freie Land kommen möchte. Nun bin ich hier, schon seit einiger Zeit. Sie könnte ja vielleicht doch Gelegenheit zur Flucht haben. Wer kann es wissen? Ich studiere und lese, so viel ich kann — ihr zuliebe. Täglich gehe ich auf das Hamburger Dock, um zu hören, wann ein Dampfer fällig ist. Es könnte doch sein, daß ich sie einmal treffe. Gestern war ich ganz durchnäßt vom Regen. Ich mußte fünf Stunden warten. Das macht aber nichts. Wollt ihr ihren Ring sehen? Da seht.“

Als er ihn uns zeigte, standen Tränen in seinen Augen, und nicht nur in den seinen allein.

Erbmonarchie und Psychiatrie.

Für die Erforschung der menschlichen Vererbungsgesetze gibt es kein reicheres Material als die Geschichte der monarchischen Familien. Dennoch sind gerade diese Quellen bisher nur wenig und sehr behutsam ausgeschöpft worden. Leicht erklärlich in monarchisch regierten Ländern. Sind doch die Einzelercheinungen in der Biologie der Fürstengeschlechter ebensoviele Tatsachen zur Belämpfung der Erbmonarchie. Was die Vernunft ohne weiteres einsehen läßt, bestätigen alle Ergebnisse forschender Erfahrung. Im Lichte der Vererbungsforchung wird das Gottesgnadentum zu einer Schicksalstragödie unheimlicher und unentrinnbarer erblicher Belastung. Gespenster tausendjähriger Vergangenheit gehen im Blut und Gehirn der regierenden Familien um. Die Ahnentafel wird zum Altersarchiv psychiatrischer Merkmale.

Gerade auf diesem Gebiete der Forschung hat freilich äußerste Vorsicht zu walten. Man darf nicht Eigenschaften auf Vererbung zurückführen, die immer aufs neue durch die besonderen Lebensbedingungen der monarchischen Erbkönige erworben sein können. Wo man die dunklen Geheimnisse des „Blutes“ zu enträtseln versucht, hat man es vielleicht nur mit den zwingenden Wirkungen der staatsrechtlichen Ordnung zu tun. Im Wesen der Monarchie selbst liegen gefährliche Daseinsbedingungen, nicht nur für die ihr Untertworfenen, sondern auch für ihre Träger. Sofern aber auch ungewisselhaft geistig-körperliche Vererbungserscheinungen vorliegen, wo in der Tat die Summe der Ahnen das fürliche Individuum bestimmt, muß noch behutsam abgemessen werden, auf welche Weise die jeweiligen politischen, sozialen, gesellschaftlichen Zeitumstände die erbliche disponierte Beschaffenheit des dynastischen Familiensprosses in besonderen Meinungen, Empfindungen und Handlungen nach außen treten lassen. Ein Varr, auf dem Throne einer absoluten Erbmonarchie im 18. Jahrhundert konnte sich natürlich ganz anders austafen, als ein konstitutionell beschränkter Geisteskranker, der im 20. Jahrhundert in einem Weltreich regiert, sich durchzusetzen vermöchte.

Verständigt man alle diese anderen Einwirkungen und sondert sie von der Kausalität der Vererbung, so bleibt immer noch ganz Bedeutames zu erforschen, was unstrittig nur auf dem Gebiete der Abstammung seine Lösung finden kann. Daß die Königslinie der Wittelsbacher in zwei geisteskranken Brüdern endigt, in Ludwig II., der bei einem Fluchversuch oder durch Selbstmord im Starnberger See umkam, und in Otto I., der immer noch in einem Winkel des einsamen Schlosses Fürstentried als lebender König hindämmert, ist gewiß nicht allein durch ihr monarchisches Amt, auch nicht durch bayrisches Parteiwesen, preußische Macht- und Kriegspolitik, auch nicht durch Richard Wagner und liberale Ministerintrigen hinreichend zu erklären. Ebenso wenig, wie aus solchen Umständen erklärt werden kann, daß Ludwig II. an Verrücktheit (Paranoia), sein Bruder an frühzeitiger Verblödung erkrankte (Dementia praecox). Auf die Erblingsformen auf Ablauf und Verschleimung der Krankheit haben bei Ludwig II. die besonderen Umstände, in denen er wirkte, sicher bedeutungsvoll eingewirkt, seine geistige Organisation aber war sicher von Geburt bestimmt.

In einer lesenswerten Studie unternimmt es soeben der Jenaer Professor Strohmayr aus der Abstammung der beiden Wittelsbacher ihr Verhängnis zu erklären. Der Forscher geht äußerst vorsichtig zu Werke. Er bindet sich nicht an die Vererbungsgesetze, die in der Wissenschaft heute Geltung haben, wie sehr er auch immer die Mendelschen Vererbungsformen anerkennt. Er geht unternommen von den Erfahrungs-tatsachen und einer Forschungsmethode aus, die sich an den Ergebnissen der Pferdezucht geschult hat. Nirgends findet die Ver-

*) Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwig II. und Otto I. von Bayern. Von Professor D. W. Strohmayr. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Herausgegeben von Dr. L. Löwenfeld. Heft 83. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1912.

erbungslehre so sicheres Material, wie in den Stammbäumen (Pedigrees) der edlen Geküfte.

Die geistige Anormalität in alten Fürstfamilien läßt sich weder mit dem Schlagwort „Entartung“ erledigen, noch durch den Fabelbegriff „Inzucht“ erklären. Die tatsächlichen Vorgänge sind viel verwickelter. Inzucht ist nicht an sich rasenverderbend. Aber die Binnenfortpflanzung hat die Wirkung, sowohl die guten wie die schlechten Eigenschaften zu häufen. Wird die Inzucht durch Generationen getrieben, so wächst die gefährliche Wahrscheinlichkeit, daß gleich gerichtete Gebrechen der Geparnten verheerend wuchern. Der Ebenbürtigkeitswahn der Dynastien leistet diesen Entartungen der Inzucht Vorschub, und vielleicht wäre die Schicksalstragödie der regierenden Ebenbürtigkeit noch viel graufiger, wenn nicht die und da ein frummer Stallknecht, illegitim zwar, doch wohlthätig, für die Auffrischung des verpesteten Blutes gnädig gesorgt hätte.

Strobmayer geht nicht allzu tief in die Jahrhunderte der Ahnen zurück. Und doch, welche Häufung unseliger Gestalten drängt sich schon um die verfluchte Wiege des Getrönten: Wahnsinnige und Sonderlinge, Narren und Wüteriche, Trunkebolden und Wüstlinge neben das Geschlecht ihrer Nachkommen. Syphilis, Schwindel, Gift, Wasserlucht vergiften den Keim des Königsgeschlechtes. Amptomanen unter den Frauen, Urnänge unter den männlich Geborenen ebnet die Bahn zum endlichen Zusammenbruch. Melancholie, Verfolgungs- und Größenwahn, Impotenz, moralischer Schwachsinn, delirierende Vielgeschäftigkeit neben das Nek, in dem sich die letzten Nachkommen unentrinnbar verfangen.

Die graufige Erbbürde haben Ludwig und Otto, nach der Meinung des Forschers, weniger von den väterlichen Wittelsbachern als von den mütterlichen Hohenzollern übernommen, von Marie, der Prinzessin von Preußen. Diese Frau schleppt mit sich das Verhängnis vielfältig und krankhaft gebüelter Inzucht. Ihre Eltern sind Geschwisterkinder aus dem landgräflichen Hause Hessen-Darmstadt. Auch die mütterlichen Urgroßeltern sind Geschwisterkinder. Mit ihren Urgroßeltern väterlicherseits. Sie stammt von dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, dem Bruder Friedrich II. (des „Großen“) ab, in dem das kranke Braunschweiger Blut in potenziertem Inzucht gärt; August Wilhelms Mutter ist die Tochter von Geschwisterkindern und sie heiratet ihren Vetter. Die verflungenen Vererbungsäden der Bayernkönige Ludwig und Otto laufen immer wieder auf jenen Wilhelm den Jüngeren, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, zurück, in dessen Lebenszeit von 1585—1592 sich das Schicksal eines großen Teils der künftigen Zukunftsgeschlechter Europas entschied. Wilhelm der Jüngere endete im Wahnsinn, dessen Keim er in sieben Söhne und acht Töchter verpflanzte hatte. Aus seinem Geschlecht und seiner Art ist der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater des „großen“ Friedrich: maßlose Wutausbrüche wechseln mit frömmelnd menschenscheuer Zerknirschung. Er leidet an Gichtanfällen, hält pietistische Predigten, will gelegentlich seine Krone niederlegen und versucht einmal, sich in seinem Rollstuhl mit einem Estrich zu erbroffeln. Mütterlicherseits gehört Friedrich Wilhelm einer Familie von männlichen und weiblichen Säugern an; so ist die Luise Juliane, von Oranien im Säugernwahn gestorben: Pfälzer Alkoholismus- und Braunschweiger Geisteskrankheit verschlechtert das oranische Erbe.

Sehen wir uns weiter in der Familie um, so finden wir Georg I. von Hannover, von dessen „wunderlichem Hirnlasten“ einmal seine Waise, die Elisabeth, spricht: mißtrauisch und verschlossen bis zur Verrücktheit. Freilich brachten die Hannoveraner auch einen *w e r t v o l l e n* Blutsctropfen in das Geschlecht der Hohenzollern, den die Eleonore d'Orléans, einer französischen Adligen, deren Familie tüchtige Individuen aufweist. Auf diesen unmonarchischen französischen Einschlag führt Strobmayer die geistige Bedeutung ihrer Enkelin Sophie Dorothea von Preußen und auch die Fähigkeiten Friedrichs II. von Preußen zurück.

Wir treffen ferner auf Georg II., die Karikatur eines hohlstöpfigen Bedanten, mit tollem Geiz behaftet, erblindend; sein Enkel war der geistesranke Christian VII. von Dänemark. Georgs III. Wesen erklärt der Arzt als arterio-sclerotische Hirndegeneration; er starb, blind, in lindischer Verblödung. Sein Gang zur Einfiedelei trägt mande Rüge Ludwigs II. Dessen Sohn, Georg IV., war ein Wölfer und Säufer, der Branntwein literweise vertilgte. Blind war auch Georg V., dessen skrankenloser, romantischer Königswahn an die letzten Jahre Ludwigs gemahnt.

Dies unselige Braunschweiger Blut läßt sich auch in den Hohenzollernischen Vorfahren der Bayernkönige verfolgen. Prinz August Wilhelm litt an Gehirnschwäche. Dessen Bruder Friedrich II. und Prinz Heinrich starben ohne Nachkommen, und beide waren homosexuell veranlagt. Hier kann man eine ganze Dynastie von Urningen sich entwickeln sehen, von Jakob IV. von England über die beiden Hohenzollern und Wilhelm III. von Oranien bis zu Ludwig II. und den in die Gegenwart führenden Häden, „die hier aufzudecken (schreibt der Verfasser) die schuldige Achtung vor den Lebenden verbietet.“

Die Gemahlin August Wilhelms bringt wieder die Ergebnisse Braunschweig-Wolfenbütteler Inzucht in die Ehe und das Geschlecht ihrer Nachkommen. Da treffen wir auf einen Sphilitiker, der — nach einem grausamen Biß Friedrich II. — seine Nase in einer Schlacht gegen die Franzosen (Lyes) verloren hatte. Auch der Typ des phantastisch abenteuernden Kunstilletanten begegnet uns in Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Wolfenbüttel, der müßigerte und dachtete, selbst die Gefangnisse mit seinen grotesken deutschen, lateinischen und französischen Inschriften zierte, Schlösser nach dem Stil seines verschöbened Gehirns baute und einrichtete, schließlich als ein von Verfolgungsideen gepeinigter, melancholischer Baranoiler endete. Dessen Enkelin ward durch die Heirat mit dem Prinzen August Wilhelm von Preußen Vorfahrin Ludwigs II. und Otto I.; diese Frau ist doppelt belastet; der väterliche Großvater ist Baranoiler, der mütterliche ein ausschweifender Sphilitiker.

Die körperliche und geistige Entartung Friedrich Wilhelm II. von Preußen, des Sohnes des Prinzen August Wilhelm, ist allgemein bekannt; auch seine Ehefrau brachte aus dem Hause Hessen-Darmstadt eine reiche Mitgift menschlicher Veränderlichkeiten mit. In Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt finden wir den hemmungslosen Despoten, herrisch und ängstlich, gepensergläubig, der aus Furcht des Nachts wachet und erst bei Tagesanbruch zur Ruhe geht. Auch die schönen Mütter draugsaliert er; viele Tausende von Märchen hat er „komponiert“. Der ganze Stamm ist kurzmäßig. Jeder der direkten Vorfahren Ludwigs IX. „ist mit einem kleinen Narrenzeichen versehen“; dies kleine Narrenzeichen besteht mehrfach in grauenhafter Gschlechtskrankheit.

Die Tochter Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, Maroline, ist eine „Geistesfehlerin“, die blutige Bifionen hat. Auch sie wandelt Tag in Nacht, und Nacht in Tag — wie ihr direkter Nachkomme König Ludwig II.

Eine minder schwere Erblast ruht auf den väterlichen Ahnen Ludwigs II., den Wittelsbachern. Immerhin ist auch das Blut dieses Geschlechtes nicht gesund genug, um die furchtbaren Wirkungen des Muttererbes aufzuheben. Die bayrischen Könige stammen von den Zweibrüden-Birtenfelder Pfalzgrafen, von denen Friedrich Michael 1746 katholisch wurde. (Das heute Bayern regierende Haus ist also ursprünglich protestantisch!) Dieser Konvertit ist der Vater des ersten Königs von Bayern, Max I., dessen Bruder Herzog Karl von Zweibrüden einer der wüßtesten Menschenkinder der Zeit gewesen ist, grausam bis zur Bestialität, ein sinnloser Verschwender für Weiber, Hunde und Pferde.

Von den neun Kindern Max I. zeigen die Kinder der Prinzessin Ludovica Spuren geistiger Anormalität, so die österreicherische Kaiserin Elisabeth, die Lucretia tötete, und Sophie, die Verlobte Ludwigs II., die zeitweilig an melancholischen Zuständen litt. Max' ältester Sohn, König Ludwig I., ist nicht unversehrt — weder in seiner Leidenschaft zur Lofa Monarchie noch in seiner Partizipial- und Estelen-Dichterei. Seine Gattin steuerte zu dem Familienstabs seelischer Monstrositäten nicht unerheblich aus den sächsischen Herzogtümern. In deren Abneureiche hängen Serenissimusfiguren wie Ernst August I. von Sachsen-Weimar, berühmt durch seine Verordnungen; so befehlet er als unfehlbares Mittel, Brände zu löschen: „in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller mit einem Feuerpfeile, nach begebeter Zeichnung versehen, anzuschaffen, und diese Teller freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11—12 Uhr mit frischer Tinte und neuer Feder mit den Worten beschriften: „An Gottes Allmacht liegt's. Consummatum est“ bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes ins Feuer zu werfen.“ Seine Frau war mannstoll.

Ludwigs I. Kinder sind keineswegs intakt. Neben so rüstigen Erscheinungen wie dem Prinzregenten Luitpold findet sich doch auch die geistesranke Prinzessin Alexandra, die sich einbildete, ein Klavier oder Sofa im Kopf zu haben. So schlepte auch der Thronerbe Max II., Luitpolds ältester Bruder, schon ein gefährvolles Erbe mit sich, das dann die Paarung mit der preußischen Prinzessin zur Katastrophe steigerte . . .

Die Erbmonarchie trägt den Verfall und Untergang im eigenen Blute. Scheint die Luitpoldlinie, trotz der Sabsburger Inzucht der Gattin — Luitpolds früh verstorbenen Frau Auguste von Toskana hat in der 32-Abnenreihe nur 14 Ahnen, weiß ihre väterlichen Urgroßeltern zwei Geschwisterpaare — sich zu erhalten, die physisch-politische Belastung mit den Schädigungen einer übersteigerten Auffassung des Monarchenamtes erträgt auch die gesündeste Fürstnfamilie nicht mehr. Erst die Befreiung vom Monarchismus wird die Familientragödie der Fürstengeschlechter vom dunklen Abnenfluch erlösen.

Frommer Müßiggang.

Von Leo N. Tolstoi.

(Aus seinem hinterlassenen Werk *Der Lebensweg*.)
Ein Mönch nahm seine Zuflucht in ein Kloster. Betete un-
aufhörlich und stand nachts zweimal auf, um zu beten. Das

Essen brachte ihm ein Bauer. Da überfamen ihn Zweifel, ob seine Lebensweise so gut wäre. Und er ging zum Abt, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Ging hin, erzählte, wie er lebte, wie und mit welchen Worten er betete, nachts aufstünde, sich von milden Gaben nährte und fragte, ob er gut daran täte.

„Alles recht schön,“ sagte der Abt, „geh aber einmal hin und sieh zu, wie der Bauer lebt, der dir das Essen bringt. Vielleicht lernst du etwas von ihm.“

Der Mönch ging zum Bauern und verbrachte mit ihm Tag und Nacht. Der Bauer stand früh auf und sagte nur „Ach Gott!“, ging an die Arbeit und pflügte den ganzen Tag. Spät abends kehrte er heim und beim Schlafengehen sagte er wiederum „Ach Gott!“

So beobachtete der Mönch das Leben des Bauern. Hier kann ich nichts lernen, dachte er und wunderte sich, daß der Abt ihn zu dem Bauern geschickt.

Er kehrte zu ihm zurück und erzählte, daß er beim Bauern gewesen wäre, aber nichts gelernt hätte. „Der denkt nicht an Gott, erwähnt ihn nur zweimal den Tag über.“

Da sagte der Abt: „Nimm diese Schüssel voll Öl, geh damit rund ums Dorf herum und fehr dann zurück. Gib aber acht, daß kein Tropfen Öl auf die Erde fließt.“

Der Mönch tat, was ihm aufgetragen war. Als er zurückkehrte, fragte ihn der Abt:

„Nun, wie oft hast du beim Tragen der Schüssel an Gott gedacht?“

Der Mönch gab zu: kein einziges Mal. „Ich habe nur darauf geachtet, das Öl nicht zu verschütten.“

Da sprach der Abt: „Diese eine Schale mit Öl hat dich so in Anspruch genommen, daß du kein einziges Mal an Gott gedacht hast. Der Bauer aber ernährt durch seine Arbeit sich und seine Familie und dich und denkt dabei noch zweimal täglich an Gott.“

Kleines Feuilleton.

Die Wirkung niederen Luftdrucks auf den Menschen.

Vier englische Naturforscher hatten im letzten Sommer zusammen eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternommen, um auf dem bekannten Hochgipfel des Pikes Peak, der eine Höhe von mehr als 4300 Meter besitzt, eine Folge von Beobachtungen oder physiologischen Wirkungen der Luftverdünnung auf den menschlichen Körper auszuführen. Die Ergebnisse haben sie jetzt gemeinsam vor der Royal Society in London berichtet. Auf dem Gipfel herrscht ein mittlerer Luftdruck von 457 (statt 760) Millimeter. Da sich dort ein Steinhaus befindet, fanden die Forscher einen sicheren Aufenthalt, den sie auf fünf Wochen ausdehnten. Ihr Hauptziel war die Feststellung, inwieweit und durch welche Mittel der Körper sich dem niederen Luftdruck und dem damit verbundenen Sauerstoffmangel anpasse. In den ersten zwei bis drei Tagen litten sie alle mehr oder weniger an Uebelkeit, Verdauungsbeschwerden und Kopfschmerzen. Das Gesicht und namentlich die Lippen waren blau verfärbt. Bei irgendwelcher Arbeit kam es zu großer Atemnot, und zuweilen zu Ohnmachten. Nach zwei bis drei Tagen begannen sich aber bereits deutliche Merkmale einer Anpassung zu zeigen. Alle krankhaften Erscheinungen, die übrigens auch bei den vielen Touristen, die den Gipfel erstiegen, beobachtet wurden und sämtlich auf den Sauerstoffmangel zurückzuführen waren, verschwanden bei den Forschern nach dieser Zeit. Nur die Atembeschwerden bei körperlicher Anstrengung blieben bestehen, und dann kam es auch häufig noch zur Blaufärbung im Gesicht. Im übrigen blieb die Atmung jetzt ganz normal, auch hinsichtlich des Kohlenäuredrucks in den Lungenbläschen. Die Zahl der roten Blutkörperchen nahm im Laufe der Wochen zu und verminderte sich in entsprechendem Grade, nachdem der Abstieg vom Berge wieder vollzogen war; jedoch ging der gleichzeitig entwickelte Ueberfluß an rotem Blutstoff erst langsam zurück. Außer dieser Änderung des Blutes wird die Anpassung an die Luftverdünnung hauptsächlich durch die Lunge bewirkt.

Die Geisteserkrankung der Erwachsenen

— so plaudert Prof. Meub (Wien) im Kosmos — ist wohl noch ein Rest jener Angst eines Sperlings, den wir etwa jahrelang beherbergt haben, der uns kennt und uns befreundet ist und dennoch die Federn sträubt, faucht und sich ganz entsetzt gebärdet, wenn man in der Dämmerung an seinen Käfig tritt. Nur verliert seine Angst auf einer durchaus realen Grundlage, denn bei einem im Freien lebenden Sperling, der jede Nacht von irgend einem Insektum angegriffen und getötet werden kann, ist dies ein ganz natürliches Verhalten, während beim erwachsenen Menschen die Phantasie einfach ungeheuerlich arbeitet. Zum Beispiel: Ein Herr übernachtet in einem Hotel, wird aber aufmerksam gemacht, daß es in diesem

Raum nicht geheuer sei, ein anderer sei aber leider nicht mehr zur Verfügung. Er legt sich lachend und ruhig zu Bett. Nachts erwacht er, fühlt aber, als er sich umdrehen will, seinen linken Arm festgehalten. Es gruselt ihn schon, doch gelingst es ihm noch, mit dem freien Arm Licht zu machen. Ein Gafeln an der Wand hielt das Hemd und durch dieses den Arm fest. Der Intellekt und auch das Gemüt waren hierdurch entlastet. — In irgendeiner Gegend hatten die Bauern die Gewohnheit angenommen, alles aßzuschwören. Der verzweifelte Gerichtsbeamte faßt sich ein Herz und verbindet einmal, einen Meineid erwartend, das beim Schwur zu berührende Kreuzfig mit einer geladenen Leidener Flasche. Der Schwur unterbleibt, und die Meineide sollen seither in jener Gegend sehr selten geworden sein. — Eine Kellnerin wird eines Abends von den Stammgästen gehänselt, sie hätte nicht den Mut, jetzt bei Nacht aus dem Weinhaufe des nahen Friedhofes einen Schädel zu holen. Sie macht sich jedoch ohne Högen auf den Weg. Im Weinhaufe greift sie nach einem Schädel. Da tönt es mit Grabesstimme: „Laß mir meinen Kopf!“ Sie greift nach einem andern. Wieder eine warnende Stimme. „Ach was, du Deppel! Du hast doch nicht zwei gehabt.“ Die stramme Maid, wohl mit den Geistern der Finsternis vertraut, hatte kalten Mutes die Gleichheit der Stimmen erkannt und enteilt mit dem Schädel. Also, ruhig Mut, wenn dir auch einmal eine Geistesgeschichte passiert!

Ein Tintenbaum mit Füllfederhalter.

Wie die bekannte naturwissenschaftliche Zeitschrift Nature berichtet, wächst in Indien ein Baum, der von den Eingeborenen ganz richtig „Tintenbaum“ genannt wird, aber auch der Baum der Schriftsteller genannt werden könnte, denn sein Holz ist von einer Flüssigkeit durchdrängt, die beinahe dieselben Wirkungen auf weißem Papier offenbart, wie die Tinte. Schneidet man von dem Tintenbaum einen Zweig ab und gibt ihm vorne eine Spitze, so läßt sich dieser Zweig längere Zeit als Füllfederhalter benutzen, man kann also mit ihm schreiben, ohne die Feder eintauchen zu müssen, denn die Flüssigkeit hält längere Zeit an. Allerdings verlieren die abgeschnittenen Holzstücke mit der Zeit ihre Schreibfähigkeit. Durch Eintauchen in Wasser gewinnen sie aber diese Schreibfähigkeit wieder. Freilich ist dann die Farbe nicht mehr tief schwarz, sondern hellgrau, aber trotzdem immer noch ziemlich deutlich lesbar. Besonders bemerkt wird noch, daß die Flüssigkeit dieser „natürlichen Füllfederhalter“, die sich vor den künstlichen durch ihre große Billigkeit auszeichnen, in der chemischen Zusammensetzung mit der Tinte nichts gemeinsames haben, nur die chemische Wirkung der Flüssigkeit ist dieselbe. Es wird sich fragen, ob es dem indischen Handel möglich ist, diese neuen Füllfederhalter auch nach Europa einzuführen, das würde eine große Revolution in der Schreibwarenindustrie bedeuten.

Türkischer Wis.

Der türkische Satiriker Schevdet Bey hat vor kurzem ein Büchlein unter dem Titel Der schwarze Papagei erscheinen lassen, in dem sich u. a. folgende Aphorismen finden:

Das allgemeine Wohl setzt sich aus einzelnen Unglücksfällen zusammen.

Wer mehr gibt, als er hat, wird ein Schelm genannt; wer mehr verspricht, ein Schaufopf.

Wieviel würde ein Bräutigam seiner Liebsten geben, wenn er wüßte, daß sie ihn um seiner selbst willen liebt!

Wie weit man doch die Höflichkeit treiben kann: In einem europäischen Staat gingen die Bürger zum König und fragten untertänigst: „Gestatten Sire, daß wir Revolution machen?“

„Ich habe noch nie geweint,“ erzählte eine Dame, „wenn einmal etwas nicht nach meinem Wunsch ging.“ — Sie war unverheiratet.

„Waren Sie nicht entsetzt, als Ihnen der Kerl das Brot entriß und Ihnen einen Kuß raubte?“ fragte eine junge Frau eine ältere. — „Mein lieber Räuber, sagte ich nur,“ entgegnete diese.

Humor und Satire.

Vom neuen Reichstag. (Ein Schwarzblauer zum andern): „Wenn der Präsident mal Franz wird, sind wir mundtot gemacht. Wir können doch nicht Sozialdemokraten ums Wort bitten!“

Nicht mehr Landesgemäß. „Weißt du, mit dem Erbrechen ist es schon wie mit dem Nadeln: es wird jetzt auch in den untern Schichten zu sehr Mode. Man kann das bald nicht mehr mitmachen!“ (Simpl.)

Verantwortlich: Karl Dock in Halle a. S. — Druck der Halleischen Genossenschafts-